Trübe und lichte Tage.

Novelle von Clarissa Lohde.

I.

Ein heftiger Sirocco weht über das Meer, in fahlem Grau wälzen sich die Wogen, farblos und neblig liegt der Himmel über dem sonst so heiteren Golfe von Neapel. Der große Messageriedampfer, der allwöchentlich zwischen Marseille und Konstantinopel kursirt, kämpft, um die Spitze von Kapri biegen, mit der ganzen Kraft des Dampfes gegen die breiten, rollenden Wellen, in die seine Masten sich oftmals ganz zu tauchen scheinen.

Das Deck ist fast leer, nur einige trotz des warmen Monats Mai in dichte Mäntel gehüllte Reisende gehen mit schweren, schwankenden Schritten dicht am Pavillon auf und ab, zuweilen das eiserne Geländer am Schiffsborde ergreifend, um sich vor dem Fallen zu schützen.

Ein schlanker, junger Mann mit blondem Haare und Bart hellen, klar und frei in die Welt blickenden, Augen schaut mit einem Ausdruck von Freude und Erwartung den jetzt durch den Nebel sichtbar werdenden sanften Höhenzügen entgegen, die den vielgepriesenen Golf umschließen. Ihm ist das Bild kein fremdes mehr; als alte Bekannte grüßt er mit dem Blicke den dunklen Kegel des Vesuvs, dessen Spitze noch in einen Wolkenschleier gehüllt ist, das herrliche Panorama der Stadt mit den sie überragenden, altberühmten Stätten, dem Fort St. Elmo, dem Kloster St. Martino, dem Schlosse Capo di monte. In lichtem Sonnenschein, vom vollenFarbenzauber eines südlichenHerbstabends umflossen, so hatte sein Abschiedsblick auf diesem lieblichsten Erdenfleck geruht, als er vor mehr als drei Jahren aus dem Hafen Neapels gen Konstantinopel segelte, um dort die Stelle eines Hauslehrers in dem Hause des deutschen Gesandten anzutreten.

Johannes Grieben, der Sohn eines würdigen Landgeistlichen in einer der nördlichen Provinzen Preußens, hatte das Glück gehabt, vielen anderen Bewerbern aus dem Kreise der jüngeren deutschen Philologen vorgezogen zu werden. Da ihm kein allzu naher Termin für sein Eintreffen in Konstantinopel gestellt worden, war es ihm noch möglich gewesen, zuvor mit aller Muße Italien zu durchstreifen, um dessen Kunstschätze und Naturschönheiten kennen zu lernen. Jetzt, nach einer langen Zeit fleißiger Arbeit des Einsammelns und Ausgebens von Kenntnissen, bereichert durch manche wissenschaftliche Expedition, die er mit seinen Zöglingen nach Klein-Asien, Aegypten und Griechenland hatte unternehmen dürfen, gereift an Geist und an Erfahrung, befand er sich auf der Heimreise.

Neapel schon deuchte ihm wie ein Gruß der trotz des mannigfachen Schönen, das er gesehen, doch heiß ersehnten Heimath. Drei Jahre war er getrennt gewesen von dem trauten Vaterhause, den theuren, alten Eltern, von ihr, dem geliebten Mädchen, seiner Braut. — Freilich nur heimlich ohne Wissen ihrer, wie seiner Eltern, hatte er sich mit ihr verlobt. Jetzt aber, nach dem Wiedersehen sollte der hüllende Schleier von ihrer Liebe fallen. Eröffneten sich ihm doch die besten Aussichten für die Zukunft. Eine von ihm im Laufe des letzten Jahres herausgegebene wissenschaftliche Arbeit, das Resultat seiner Studien in Griechenland und demOrient, hatte die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt und bereits war ihm aus der Heimath unter der Hand das Anerbieten geworden, an einer der kleineren Universitäten, wo sein Fach nur mangelhaft vertreten sei, als Dozent sich zu habilitiren; eine Professur wäre ihm in wenigen Jahren dann ziemlich gewiß. Er durfte also jetzt daran denken, ohne Scheu vor die Eltern seiner Dora zu treten und um der Geliebten Hand zu bitten.

Unter den obwaltenden Umständen hätte Johannes wohl, trotz seiner Vorliebe für die schöne Parthenoza, es vorgezogen, den kürzesten Weg über Triest zur Heimath einzuschlagen, wenn er nicht hier in Neapel seinen Freund, den Maler Max Lienhart, anwesend wüßte. Max Lienhart war ihm sehr theuer. Die beiden Jünglinge verband eine jener innigen Herzensfreundschaften, wie sie heute immer seltener und nur von enthusiastischen Naturen noch geschlossen werden. Sie waren sich in Berlin, als Johannes dort studirte, zufällig begegnet und hatten gleich ungemeines Gefallen an einander gefunden. Was aber die Freundschaft bald mit einem unauflöslichen Kitte festete, war die opferwillige Hingabe, die Max bei Gelegenheit einer schweren Erkrankung von Johannes demselben erwiesen hatte.

Ohne zu weichen war Max Tag und Nacht als treuer Pfleger an dem Lager des Fieberkranken geblieben. Freilich hatte auch die brave Mutter Dora's, bei der Johannes seit seiner Immatrikulation an der Berliner Universität als Chambregarnist wohnte, es an sorgsamer Pflege nicht fehlen lassen.

Dora's Vater war Kammermusiker und da dessen schmales Gehalt zu den Bedürfnissen der Familie, besonders zu der sorgfältig geleiteten Erziehung ihrer einzigen Tochter nicht immer ausreichen wollte, hatte sich die braveFrau entschlossen, durch das Vermiethen einiger Zimmer ihre Einnahmen etwas zu vergrößern.

Dora war dreizehn Jahre alt, als Johannes Hausgenosse ihrer Eltern wurde; er hatte sie zur Jungfrau heranblühen sehen, und sich selbst auf die Bitte der Eltern, so viel es seine Zeit erlaubte, mit der Ausbildung ihrer reichen Anlagen beschäftigt. Vom Vater war ihr ein besonderes Talent zur Musik vererbt, das, von tüchtigen Lehrern ausgebildet, bald zur Freude der Familie und der Freunde des Hauses von ihr ausgeübt wurde. Denn Dora, schon im zarten Alter eine fertige Klavierspielerin, trug gern vor und ohne die den Mädchen ihres Alters sonst eigene Schüchternheit. Trotz ihrer Jugend zeigte ihr Spiel nicht allein eine bemerkenswerthe Fertigkeit, sondern auch lebhafte Empfindung, so daß der Beifall in dem kleinen Kreise ihrer Zuhörer nicht ausblieb. Ja, man fing an, die kleine Virtuosin mit Huldigungen zu verwöhnen, was Johannes nicht ohne Sorge bemerkte. Zog ihn doch das reizende begabte Kind immer mehr an, das ihm gegenüber lange noch der scheue Backfisch blieb, während es gegen Andere oft schon mit großem Geschick die Dame und Künstlerin herauszukehren wußte.

Daß sein Interesse für Dora sich schließlich zur Liebe wandelte, war bei dem häufigen und nicht zu streng überwachten Verkehr der jungen Leute selbstverständlich. — Eines Abends, es war bald nach Johannes' Genesung, floß dem durch die Krankheit weich Gestimmten in einer Stunde des Alleinseins mit Dora sein Gefühl über. Er flüsterte ihr Worte der Liebe ins Ohr, zog sie an sich und heiße Küsse, von ihr mit Hingebung erwidert, besiegelten den Bund der Herzen. Beide beschlossen indessen, in Anbetracht ihrer Jugend das Verlöbniß so lange geheim zu halten, bis Johannes eine annehmbare Stellung zur Gründung eines Hausstandes in sicherer Aussicht habe. Nur Max, der seit des Freundes Krankheit ein gern gesehener Gast im Hause desKammermusikus geworden war, ward von Johannes mit ins Vertrauen gezogen. Dieser nahm die Mittheilung sehr ernst auf. Schon war Johannes' Abgang nach Konstantinopel bestimmt, und dem unbefangen der Sachlage gegenüberstehenden Freunde däuchte eineTrennung von mindestens drei Jahren sehr bedenklich.

„Drei Jahre sind lang," meinte er, „was kann da nicht Alles geschehen und zwischen Euch treten!"

„Zweifler," rief Johannes heiter dagegen, „wem mißtraust Du eigentlich, mir oder Dora?"

Max zuckte die Achseln: „Dora ist noch fast ein Kind!"

„Freilich den Jahren, doch nicht dem Geiste und Herzen nach. Diese zarte Hülle, diese blauen Augen bergen eine Tiefe der Empfindung, die Du gar nicht ahnst.— Und was sollte ich fürchten? Du, Freund, bleibst hier und wirst mir meine Blume schützen."

Max machte eine abwehrende Bewegung: „Ich übernehme kein Schützeramt, Johannes, — dazu bin ich nicht geschaffen."

Johannes lächelte. In der That, der feurige, ganz in seiner Kunst aufgehende Enthusiast, der verwöhnte Liebling des großen Bekanntenkreises, in dem er, der Sohn eines einflußreichen Beamten, als genialer und bewunderter Künstler eine hervorragende Stelle einnahm, eines Kreises, den er nur um des neugewonnenen Freundes willen in letzter Zeit etwas vernachlässigt hatte, paßte wenig zum Beschützer eines jungen, lebhaften und schönen Mädchens!

Aber brauchte Dora denn überhaupt einen Schützer? Lieben heißt vertrauen, und Johannes vertraute auch voll und ganz.

Auch Max Lienhart gehörte wie Johannes zu den vom Glück Bevorzugten. Ein überaus rascherErfolg machte ihm schon nach seinen Erstlingswerken einen Namen in der Künstlerwelt. Zuletzt noch hatte er den akademischen Preis gewonnen, so daß er, dessen Vater zwar ein ansehnliches Gehalt, aber eine zahlreiche Familie und kein Vermögen besaß, seinen Lieblingswunsch ausführen und eine Studienreise nach Italien unternehmen konnte. Seit mehreren Monaten schon weilte er in dem an Kunst wie Natur so reichen Lande. Der Briefwechsel zwischen den Freunden war dadurch um etwas sparsamer geworden, ja, Johnannes glaubte aus den letzten Briefen von Max einen gewissen Zwang, eine düstere Stimmung heraus zu erkennen, die allerdings durch einen Fieberanfall, von dem Max in Rom befallen worden, sich erklärte. Vor drei Wochen etwa war Max, wie er dem Freunde geschrieben, auf Rath der Aerzte nach Neapel übergesiedelt, um sich dort in der frischen Meeresluft zu erholen. Mit sehnsüchtiger Bitte lag er dem Freunde an, ja keinen anderen Weg nach der Heimath zu nehmen als über Neapel. Er müsse ihn sehen und sprechen, ja — er sei überzeugt, er könne und werde nicht eher ganz gesunden, bis dieser sein heißer Wunsch erfüllt worden. Keinen Augenblick hatte Johannes gezögert, dieser Bitte nachzukommen, obwohl er seit längerer Zeit große Sorge um Dora empfand, von der ihm seit Weihnachten jede Nachricht fehlte. Spärlich war der Briefwechsel zwischen ihm und Dora zwar immer gewesen. Durch die Hände einer Freundin Dora's gehend, die das Vermittleramt übernommen, legte die Heimlichkeit, die Sorge um eine mögliche Entdeckung des Verhältnisses, dessen Geheimniß Dora besonders streng gewahrt wissen wollte, Beiden beengende Schranken auf. Dennoch hatte eine gewisse Regelmäßigkeit stattgefunden. Zu Weihnachten noch war Johannes durch Uebersendung einer Photographie Dora's, wenn auch diesmal ohne ein Begleitschreiben der Geliebten, überrascht worden. Die gefällige Vermittlerin erklärte Dora's Schweigen mit Gründen, über die diese ihm selbst demnächst Mittheilung machen werde.

Obwohl nicht ohne Unruhe deswegen, überwog doch bei Johannes die Freude über das lange schon von ihm gewünschte Geschenk. Und wie Mancherlei konnte auch gerade während der Weihnachtszeit in einem deutschen Hause, wo die arbeitsamen Hände der Frauen wochenlang unermüdlich sich zu regen pflegen, dieses Schweigen veranlaßt haben? Stundenlang vermochte er sich in den Anblick des geliebten Bildes zu vertieren. Wie schön mußte Dora in seinerAbwesenheit geworden sein! Wie viel ausdrucksvoller blickten die Augen, wie leicht und anmuthig ringelte sich das Gelock um das feingeformte, liebreizende Antlitz! In einem Briefe voll des feurigsten Dankes für die Gabe, kündigte er Dora zugleich seine bevorstehende Rückkehr an und machte ihr Mittheilung von seinen Aussichten, dem ganzen Jubel seiner Seele über das bevorstehende, nahe Wiedersehen Ausdruck gebend. Der Brief, an die Freundin adressirt, mit einigen Worten des Dankes auch für diese versehen, blieb gänzlich ohne Antwort. Johannes ersann alle möglichen Gründe, die dieses seltsame Verstummen zu erklären vermochten, zuletzt glaubte er, sein Brief oder einer von Dora müsse verloren gegangen sein, was bei der schlechten Postverwaltung der Türkei durchaus nichts Ungewöhnliches wäre. So entschloß er sich denn, noch einmal zu schreiben, bat aber, die Antwort ihm nach Neapel poste restante zu senden, da er sie in Konstantinopel nicht mehr abwarten könne.

II.

Die Nebel begannen sich ein wenig zu lichten, der erste Sonnenstrahl fiel auf die weißen Häuser von Neapel, auf den Posilippo mit seinen von Gärten umgebenen Villen, auf die malerische Ruine des Palastes der Königin Johanna. —

Das Deck des dem Molo sich nahenden Dampfschiffes wurde belebter. Jeder eilte nach seinem Gepäck und kaum war der Anker geworfen, da ruderten auch schon zahlreiche Barken heran, das Passagiere an das ersehnte Land zu bringen.

Vergeblich suchte Johannes unter der drängenden Menge auf dem Molo die vertraute Gestalt des Freundes. So bestimmt hatte er gehofft, von Max hier erwartet zu werden, da er ihm Tag und Stunde seiner Ankunft, ja selbst den Namen seines Dampfers gemeldet hatte. Längeres Suchen war hier indessen nicht möglich. Johannes übergab sein Gepäck einem der ihn umdrängenden Fachini und schlug den Weg nach der Chiatamona ein, zu der bescheidenen deutschen Pension, in der er schon vor Jahren gewohnt und sich vorsorglich Quartier für eine Woche voraus bestellt hatte. Max Lienhard war aus Gesundheitsrücksichten in ein höher gelegenes Hotel auf dem Corso Vittore Emanuele gezogen; seine genauere Adresse wußte Johannes nicht, hoffte sie jedoch sicher in der dem Freunde von ihm bezeichneten deutschen Pension vorzufinden.

Die behäbige deutsche Wirthin, eine schmucke Bayerin, empfing den jungen, durch seine Freundlichkeit und Anspruchslosigkeit bei ihr in guter Erinnerung gebliebenen Gast mit heller Freude.

„Das schönste Zimmer ist für den Herrn Doktor bereit," rief sie, „zwar zwei Treppen hoch, aber die Aussicht um so köstlicher." Damit eilte sie ihm voraus, die Treppen hinauf zu einem geräumigen bequem ausgestatteten Zimmer, durch dessen weit offenstehende, auf einen Balkon führende Thür der frische Luftzug des Meeres hereinströmte.

Johannes' erste Frage galt dem Freunde. Die Wirthin schüttelte den Kopf. Bei ihr habe sich kein Maler des von ihm genannten Namens gemeldet. Doch wohne ein deutscher Maler im Hause, der viel Verkehr mit Landsleuten habe, vielleicht wisse der etwas von dem Herrn.

„Kann ich ihn sprechen, ist er zu Hause?" fragte Johannes ungeduldig.

Die Wirthin verneinte das; doch zu Tisch käme er jedenfalls, da würde der Herr Doktor ihn sprechen können.

Johannes mußte sich an dieser Antwort genügen lassen. Trotz der Müdigkeit nach einer fünftägigen und zuletzt recht stürmischen Seefahrt, fühlte er sich innerlich zu unruhig, um schlafen zu können. Er wechselte daher nur seinen Anzug und schlug den Weg zur Post ein. Das Fenster, an welchem die unter dem Vermerk, „poste restante" eingelaufenen Briefe ausgegeben wurden, war wie gewöhnlich von einer AnzahlWartender umlagert; Johannes mußte sich geraume Zeit gedulden, ehe er heran kam. Endlich vermochte er, seinen Namen zu nennen. Sein Auge folgte erwartungsvoll dem Postbeamten, wie dieser Packet nach Packet zum Durchsehen aus dem Fache nahm; das Herz fing ihm vor Ungeduld heftig zu pochen an. Noch immer nichts! Jetzt war das letzte Packet durchmustert, der Postbeamte wendete sich achselzuckend zu ihm hin: „Niente Signore."

Johannes zog sich zurück; eine beklemmende Angst überfiel ihn plötzlich. Es mußte etwas geschehen sein, ihm war, als fühlte er den geheimnißvollen Flügelschlag eines nahenden Unheils.

Trüben Sinnes trat er den Heimweg an. Die Sonne hatte jetzt alle Nebel verscheucht und der Golf lag in seiner ganzen heitern Schönheit vor ihm. Tiefblau erglänzte das Meer, nur über den Inseln: Capri, Ischia und Nisoda ruhte ein zarter Duft, während die Ortschaften am Fuße des Vesuvs und dieser selbst von Licht umflossen waren.

Muthiger lenkte er seine Schritte heimwärts und legte sich, in seinem Zimmer angelangt, der Natur seinen Tribut zu zollen, auf das Bett, wo er bald in Schlaf versank.

Aber auch im Traume noch verfolgten ihn die Bilder von Dora, von Max und immer sah er die Beiden neben einander und so bleich und traurig, als wollten sie die Lippen öffnen, um ihm irgend etwas Unheilvolles zu verkünden.

Zur Zeit des pranze klopfte man an seine Thür. Er fuhr erschreckt vom Lager empor, besann sich aber sogleich, und trat wenige Augenblicke darauf in den Speisesaal.

Die Gesellschaft war, wie in all solchen Pensionen, eine aus allen Nationen zusammengewürfelte. Den obersten Platz nahm ein älteres, englisches Ehepaar, alljährliche Stammgäste des Hauses, ein. Die sehr aufgeputzte Frau führte eine lebhafte Unterhaltung in englischer Sprache mit einem neben ihr sitzenden, gelb aussehenden Individuum, einem spanischen Grande von gemischtem Blute, der ein Sammetkäppchen auf dem schwarzen Haare trug, dessen goldne Troddel beim Gespräche unruhig auf der gelben Stirn und über den buschigen Augenbrauen hin und her fuhr. — Neben ihm der völlig stumm sich verhaltende junge Mann mit unverkennbar malaiischem Gesichtsschnitte, wurde Johannes von seinem Nachbarn, einemDeutschen, des Spaniers Secretario bezeichnet.

Der andere Platz neben Johannes war unbesetzt. Der Inhaber desselben fehlte noch. Ihm gegenüber saß ein junges, offenbar auf der Hochzeitsreise begriffenes Ehepaar, das nur Augen und Ohren für sich hatte. Johannes fühlte sich von der zur Schau getragenen Zärtlichkeit um so mehr unangenehm berührt, da die junge Frau von unbeschreiblicher Häßlichkeit, ihr Gatte dagegen ein stattlicher Mann von militärischer Haltung war.

„Sie hat das Geld," flüsterte der gefällige NachbarJohannes wieder in's Ohr, als er dessen Blick auf dem Paar haften sah.—„Ein früherer Offizier, der sich mit der Frau ein schönes Rittergut erheirathet hat, wie er mir selbst sehr harmlos anvertraute."

„Und für wen ist der leere Platz an meiner Seite bestimmt?"

„Für den Maler Schelzer—doch da ist er ja schon selbst."

Bei Nennung des Namens ‚Schelzer' blickte Johannes auf. Er war ihm aus dem letzten Briefe von Max bekannt, der den Maler Schelzer als den Kunstgenossen bezeichnet hatte, mit dem gemeinsam er nach seiner völligen Wiederherstellung eine Tour nach Sicilien zur Durchforschung der dortigen Kunst- und Naturschönheiten zu unternehmen beabsichtige. Der kleine, blonde Maler mit den energischen Zügen und scharf blickenden Augen ging schnell und mit finsterer Miene auf seinen Platz zu, nach kurzem Gruße an die Gesellschaft, sich dort niederlassend.

„Nun, wie steht's, Herr Schelzer?" fragte der neben Johannes sitzende Deutsche mit leiser Stimme, hinter dessen Rücken zu dem Neuangekommenen sich beugend: „Sie kommen doch aus dem Al Gesus?"

„Schlecht," war die Antwort, „hoffnungslos! — Heute Nacht ist die Krisis, aber er wird sie wahrscheinlich nicht überleben."

Ein Schauer ging durch Johannes Körper, eine Ahnung erfaßte ihn.

„Herr Schelzer," wandte er sich rasch an seinen Nachbar, der stumm mit seiner Suppe beschäftigt war: „Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen: Mein Name ist Grieben, Johannes Grieben."

Der Maler ließ seinen Löffel in die Suppe fallen und wandte sich mit einer fast erschreckten Bewegung dem ihn Anredenden zu.

„Doktor Grieben aus Konstantinopel?"

„Ganz recht!"

Schelzer ergriff des neben ihm Sitzenden Hand und drückte sie heftig.

„Sie kommen leider zu spät. — Mit welcher Sehnsucht hat er Sie noch in seinen Fieberphantasieen gerufen!"

„So ist der hoffnungslos im Hospital Al Gesu Darniederliegende?—"

„Max Lienhart."

Dumpf kam der Name von des Malers Lippen; Johannes erbleichte. Er schob seinen Stuhl zurück, und seinem Nachbar die Bitte zuflüsternd, ihn nach Tische aufzusuchen, begab er sich wankenden Schrittes auf sein Zimmer. Dort angekommen, stieß er mit heftiger Bewegung die während des Sonnenuntergangs sorgsam geschlossene Balkonthür auf, ihm war, als müsse er ersticken. Er stützte die Arme auf das gußeiserne Geländer und den Kopf in dieselben. War es denn möglich, sollte er jetzt, gerade jetzt, wo er die Früchte seines mühsamen Strebens und Ringens in den Armen der Freundschaft und Liebe zu ernten gedachte, gleich das Theuerste dahingeben müssen, was ihm ein gütiges Geschick gespendet, den liebsten, treuesten Freund? Doch wie — konnte er jetzt nur an sich, an den Verlust denken, der ihn bedrohte? — Max war ein reich begabter Künstler, die Hoffnung seiner Nation, seiner Angehörigen, seiner Freunde — und er sollte dahingerafft werden, kaum erst im Beginn seiner Laufbahn? Konnte Gott, der allgütige Gott das wollen?

Johannes richtete den Kopf empor. Die Nacht war bereits angebrochen, eine jener köstlichen, milden Frühlingsnächte, wie sie nur der Süden kennt. Noch lag das Meer im tiefen Dunkel da, über dem Vesuv aber stieg der Mond empor; so groß, so leuchtend hing die gewaltige Scheibe desselben an der Spitze des feurige Garben aus dem Krater emporschleudernden Vulkans, daß dieser fast klein gegen den leuchtenden Himmelskörper aussah. Unten aber von Portice und Torre del Greco bis zum Molo von Neapel blitzte Licht an Licht auf, mit schimmernder Kette den wogenden Busen des Meeres umschließend. Johannes athmete tief auf. Die Schönheit, der Friede dieser Natur sänftigte auch die erregten Wogen in seiner Brust. Unwillkürlich falteten sich seine Hände, der Sohn des braven, frommen Pastors Grieben hatte nicht zu beten verlernt: „Dein Wille geschehe!"

Als Schelzer hereintrat, fand er Johannes wieder gefaßt, wenn auch tief erschüttert. Schelzer erzählte, daß Max, schon in Rom von heftigen Fieberanfällen geschwächt, hier nach anfänglicher Erholung auf einer Dampfschifffahrt nach Sorrent,sich wohl auf's Neue erkältet habe und in Folge dessen vom Typhus ergriffen sei. Anfänglich sei er noch in seinem Hotel auf derHöhe verpflegt worden. Doch habe die Krankheit bald einen so bedenklichen Charakter angenommen, daß auch er, Schelzer, dem Transport nach dem Krankenhause hatte zustimmen müssen, wo Lienhart übrigens eine vorzügliche ärztliche Behandlung und die beste Pflege genösse.

„Und es ist keine Hoffnung, daß er die Krisis übersteht?"

Schelzer zuckte die Achseln.

„So lange er noch athmet, darf man ja die Hoffnung nicht aufgeben. Die Aerzte halten indessen die Kräfte des Kranken schon für zu sehr gesunken —"

„Halten Sie es für möglich, daß man mich heute noch zu dem Kranken läßt?"—

„Die erlaubte Besuchszeit ist freilich lange vorbei," meinte Schelzer, „aber unter den obwaltenden Umständen wäre es doch zu versuchen. Ich kenne einen der dirigirenden Aerzte."

„So lassen Sie uns aufbrechen!" rief Johannes und hüllte sich, leicht schauernd, in seinen Mantel, um mit dem Maler den schmerzlichsten Gang seines Lebens anzutreten.

III.

In einem der Krankenzimmer im Hospit Al Gesu fiel der erste Morgensonnenstrahl auf das bleiche Todtenantlitz eines Jünglings. Max Lienhart hatte eben seinen letzten Seufzer ausgehaucht.

An seinem Lager stand Johannes mit überwachten, schmerzentstellten Zügen und blickte starr in das Antlitz des Verschiedenen.

„Kommen Sie jetzt," mahnte der neben ihm stehende Schelzer, „hier ist nichts mehr zu thun. Sie aber haben Ruhe nöthig."

Johannes ließ sich widerstandslos mit fortziehen. In der Pension angelangt, schied er mit stummem Händedruck von seinem Gefährten, nachdem derselbe versprochen, ihn nach einigen Stunden wieder aufzusuchen, um mit ihm über das Geschäftliche in Betreff des Nachlasses und der Bestattung des Freundes, das einzige, was sie noch für ihn zu thun vermochten, Rücksprache zu nehmen.

Johannes warf sich auf das Lager; aber die Ruhe floh ihn noch lange. Immer sah er wieder in die brechenden, mit namenloser Angst zu ihm aufblickenden Augen des Sterbenden, dessen Lippen sich vergeblich bemühten, noch einen Laut hervorzubringen. Hatte Max ihn wirklich erkannt, oder war es Täuschung seiner erregten Nerven gewesen, daß er in den Augen des Kranken etwas zu lesen gemeint, was doch vielleicht nur die Bewußtlosigkeit des Fiebers gewesen?

Endlich verschwamm das quälende Bild vor seinen aufgeregten Sinnen, dumpfe Müdigkeit überfiel ihn; ein tiefer, traumloser, alles Leid und allen Schmerz der Seele in Vergessen lösender Schlaf umfing wohlthätig den körperlich und geistig bis zum Tode Ermatteten.

Doch fand Schelzer, als er gegen Mittag bei Johannes vorsprach, denselben schon wieder wach und seiner harrend. Der Maler legte ein kleines, sorgfältig eingewickeltes Päckchen auf den Tisch und rückte sich einen Stuhl neben Johannes hin.

„Ich wußte, wie nöthig Ihnen die Ruhe war, Herr Doktor Grieben," begann er, „und habe deshalb den Gang zum deutschen Konsul ohne Sie abgemacht. Der Herr war schon vom Al Gesu aus von dem Ableben Lienharts unterrichtet. Das Gepäck unseres Freundes ist gleich bei dessen Ueberführung nach dem Krankenhause in das Konsulat geschafft und versiegelt worden; den Angehörigen, denen ich bereits vor mehreren Tagen von dem bedenklichen Zustande Lienharts schriftliche Mittheilung gemacht habe, wurde in meinem Beisein telegraphisch die Trauerkunde zugesandt. Es bleibt noch die Beerdigung, über die vom Krankenhause gleicherweise schon Verfügung getroffen ist. Heute noch wird die Leiche in die Bestattungskapelle des protestantischen Kirchhofes übergeführt; den Geistlichen zu benachrichtigen, übernahm der Konsul. Uebermorgen früh werden wir Lienhart die letzte Ehre erweisen."

„Ich danke Ihnen," sagte Johannes warm, des Malers Hand drückend, „danke Ihnen auch im Namen der Hinterbliebenen von Max für die Sorge und Liebe, die Sie dem Verstorbenen erwiesen haben. Für mich bleibt also wohl kaum noch etwas zu thun übrig? — Ich dachte glückliche Tage hier mit dem theuren Freunde zu verleben, und kam nur, um ihm die Augen zuzudrücken."

„Augen," fügte Schelzer bewegt hinzu, „die wie Wenige die Schönheit zu erkennen und zu erfassen vermochten. Veder Napoli i poi more, sagte er ahnungsvoll, als wir zusammen nach Sorrent fuhren, und das Fieber von Neuem seine Glieder zu durchschauern anfing, und suchte einen Trost in dem Gedanken, dann doch seine letzte Ruhestatt auf einem der schönsten Punkte der Erde, in dem Lande, das alle Künstler mit der Seele suchen, zu finden."

Schelzer fuhr sich mit der Hand über die Augen, fügte dann aber, sich gewaltsam beherrschend hinzu: „Wir wollen uns nicht weich machen, bester Doktor! Dem Unabänderlichen muß man muthig die Stirn bieten. Er ist dahin, — ein reich begabter Mensch ist weniger auf der Welt,—aber in unseren Herzen wird sein Andenken weiter leben und in den Herzen Aller, die ihn kannten, und gleich uns reiche Hoffnungen auf ihn setzten. — Und nun noch einmal zu den Geschäften. Sie meinten, für Sie wäre nichts mehr zu thun übrig, — dem ist nicht so. Im Gegentheil sollen Sie unserm armen Freunde den letzten und schmerzlichsten Dienst erweisen.

Als Lienhart nach dem Krankenhause überführt wurde, war er noch bei voller Besinnung. Er übergab mir sein Portefeuille und bat mich, seine Rechnungen auszugleichen. Seine Kasse war reichlich gefüllt, da er von seiner Reise aus noch Aufsätze und Kunstberichte an ein vielgelesenes Blatt sandte, das mit dem Honorar nicht kargte. So habe ich denn, nachdem Alles — auch die Krankenhausrechnung—beglichen ist, noch eine ansehnliche Summe zur weiteren Verfügung dem Konsul zustellen können, der sich über die Verwendung derselben, vielleicht zu einem ehrenden Denkstein auf Lienharts Grabe, mit dem Vater in Verbindung setzen wird.

Außerdem enthielt Lienharts Portefeuille aber noch für ihn sehr werthvolle Gegenstände und Briefe, die er mich bat, im Falle seines Todes wo möglich direkt seiner Braut zurückzustellen."

„Seiner Braut?" Johannes blickte überrascht auf. „Max war verlobt? Ich weiß kein Wort davon."

Auch Schelzer machte ein erstauntes Gesicht:

„Vielleicht zog er es vor, Sie persönlich mit dem Ereigniß bekannt zu machen. Ich bin seit einem Jahr schon in Italien und weiß selbst daher wenig Näheres über diese Verlobung zu berichten. Doch theilte Lienhart mir mit, daß sie kurz vor seiner Abreise aus Berlin stattgefunden habe. Jedenfalls liebte er seine Braut, wie es ja bei seiner erregbaren Natur selbstverständlich war, mit ganzer Hingebung und Leidenschaft. Er sprach so oft von ihr mit dem Enthusiasmus eines von seinem Liebesglück ganz Erfüllten, und war entschlossen, gleich nach seiner Rückkehr aus Italien zu heirathen, und sich in Wien niederzulassen, wo man ihm sehr ehrende Anerbietungen gemacht hatte. — Hier," —Schelzer schob das Portefeuille Johannes zu — „finden Sie die Briefe seiner Braut, ihr Bild, eine Haarlocke von ihr, den Verlobungsring, den er sich noch selbst vom Finger zog. Alles Dinge, die ihm unendlich werth waren und die er nicht gern in den Händen Unberufener wissen mochte. Den Brief habe ich sofort nach der Uebergabe in ein Couvert gesiegelt, ein letzter, der noch nachträglich ankam, liegt abgesondert dabei. Da ich nun gleich nach dem Begräbniß Lienharts meine um seinetwillen schon hinausgeschobene Reise nach Sicilien nun leider allein anzutreten mich genöthigt sehe, Sie aber wahrscheinlich in kürzester Zeit nach Deutschland und Berlin zurückkehren, glaube ich ganz in des Verstorbenen Sinne zu handeln, wenn ich Sie, seinen theuersten Freund, bitte, die Briefe und das Portefeuille in die Hände der Braut zu legen, oder doch dafür zu sorgen, daß es sicher in dieselben gelange."

Schelzer hatte nicht bemerkt, wie während seiner Mittheilung die Farbe auf Johannes Wange gewechselt hatte; erst das heftige Zittern der Hand, die das Portefeuille umschloß, machte ihn aufmerksam.

„Sie sind aber in der That sehr angegriffen," rief Schelzer, sich erhebend, „ich glaube, Sie thun am besten, vor Tisch noch einen Spaziergang zu machen. Das Wetter ist köstlich, und wenn etwas beruhigend und erhebend auf die Menschenkinder zu wirken vermag, so ist es der Anblick der Natur an diesem glückseligen Strande."

Auch Johannes hatte sich erhoben, aber er mußte sich am Tische halten, seine Knie wankten: „Und die Adresse der Braut Lienharts?" brachte er mühsam über die Lippen.

„Sie finden dieselbe im Portefeuille, auf die Photographie seiner Braut von Herrn Lienharts eigener Hand geschrieben."

Sobald die Thür sich hinter Schelzer geschlossen hatte, sank Johannes auf seinen Stuhl zurück. Seine Finger hielten noch immer krampfhaft das Portefeuille umfaßt, aber er wagte nicht, dasselbe zu öffnen. Ein furchtbarer Verdacht war in seiner Seele bei Schelzers Erzählung aufgestiegen, ein Verdacht, der wie mit Eiseshand um sein Herz sich legte, jeden freien Athemzug ihm raubend. Er gedachte an Doras seltsames Schweigen, an ihre letzten kühlen, flüchtigen Briefe, an den bangen, flehenden Blick, der ihn aus den Augen des Sterbenden getroffen. Hatte Max ihn doch erkannt, war es eine Schuld, die dieser Blick ihm hatte abbitten wollen? — Aber nein — pfui und tausendmal pfui über solch einen Verdacht, über solch ein Mißtrauen gegen das Theuerste, Geliebteste, gegen die Manen eines Verstorbenen. Mit entschlossener Hand öffnete er das Portefeuille. Ein Brief fiel ihm entgegen; „An den Maler Herrn Max Lienhart" stand darauf mit kindlicher, ach, ihm nur zu bekannter Schrift geschrieben. „Dora!" stöhnte er auf. Dennoch suchte er mit fiebernder Hand weiter, er wollte mehr Beweise haben.

Noch gab es eine Möglichkeit der Täuschung! — Die Photographie erst konnte ihm die sichere Bestätigung geben. Lange hielt er das sorgsam in weißes Papier eingewickelte Blatt in der Hand. Dann riß er, sich ermannend, die Umhüllung ab — und schaudernd schloß er nach einem raschen Blick auf das Bild die Augen. Sie war es, sie — Dora! Dieselben Züge, dasselbe geliebte Antlitz, dieselben Augen, bei deren Anblick er sich so oft in Träume zukünftigen Glückes gewiegt hatte. Thräne nach Thräne löste sich von seinen Wimpern und rieselte ihm die Wange herunter; er merkte es nicht. — Auch sie verloren, die Geliebte, schmerzlicher noch als durch den Tod durch kalten, schnöden Verrath, befleckt das Andenken an den Freund, die Erinnerung an Alles, was ihm werth und theuer, heilig und verehrungswürdig war im Leben! Er warf die Arme auf den Tisch und legte den Kopf in dieselben, ein krampfhaftes Schluchzen durchzitterte seinen Körper. „Betrogen, betrogen, wo ich so treu und aufrichtig liebte und vertraute! — Und nicht einmal den Muth hatte sie, mir offen zu sagen: ich habe mich getäuscht, ich liebe Dich nicht, kann Dich nicht mehr lieben, denn ich liebe Deinen Freund! Hinhalten wollte man mich, mich täuschen, bis er selbst, der Treulose, mir mit falscher Lippe es sagen konnte, was der Feder zu schreiben widerstrebte. Deshalb noch die Zusendung ihres Bildes an mich!" Johannes faßte unwillkürlich nach der Brusttasche seines Rockes. Mit wilder Bewegung riß er das Bild aus seinem Behälter, warf es auf den Tisch zu den Papieren des todten Freundes. Deshalb die dringende Einladung von Max, zu ihm nach Neapel zu kommen, deshalb die quälende Sehnsucht, den Verrathenen noch zu sehen, bevor die dunkle Stunde ihn dahin nahm, mit der Schuld, der ungesühnten schmählichenSchuld auf dem treulosen Herzen. O, jetzt begriff er Alles, Alles. —

Eine Stunde verging fast und Johannes lag noch in derselben Stellung, der Körper im tiefsten Seelenschmerze sich windend. — „Ist es denn wahr?" rief er immer auf's Neue, „kann denn dieses Schreckliche Wahrheit sein; oder ist es das Fieber, das auch mich durchtobt und mit grellen Bildern meinen kranken Geist umgaukelt? O, wäre es das Fieber, wäre es der Tod, der mir nahte — ich wollte ihn willkommen heißen. Was kann mir das Leben noch bieten nach dieser Stunde?"

Da stieg aus seiner umnachteten Seele das Bild der Eltern, seines greisen Vaters mahnend auf, in seinem Ohr klang dessen oft gehörtes, ernstes Wort: Nicht um ein selbstsüchtiges Glück sich zu schaffen, gab Gott dem Menschen das Leben, sondern um es auszunutzen zum Besten der Brüder, um zu wirken und zu arbeiten für sie.

„Ja, meine geliebte Eltern," rief es in seinem Innern, „die Ihr nur Liebe, Güte, Treue für mich hattet, es wäre ein schlechter Lohn, den ich Euch gäbe, wenn ich mich zerbrechen ließe von dem ersten Sturm des Unglücks, der über mich dahinbraust, wenn ich Eure Hoffnung, die Ihr auf mich bautet, zerstörte, ehe ich nur den Versuch gemacht, sie zu erfüllen. Das Leben ist eine Pflicht, die Gott dem Menschen auferlegt, ich werde dieser Pflicht nachkommen."

Mit raschem Entschlusse raffte er sich auf und kleidete sich zum Ausgehen an. Schelzer hatte Recht; er mußte hinaus ins Freie. Gott und Natur versagen ja nie, wenn ein schmerzumfangenes Menschenherz vertrauensvoll sich ihrem Troste hingiebt.

Zwei Tage darauf in früher Morgenstunde wurde Max Lienhart auf dem protestantischen Kirchhof von Neapel bestattet, wo so manches hoffnungsvolle junge Leben von dem lockenden und doch oft so verderblichen KlimaItaliens dahingerafft, neben ihm ruht.

Am Abend desselben Tages noch reiste Johannes auf dem direktesten Wege über Ancona und Bologna nach Deutschland zurück. Von München aus sandte er die schon in Neapel verpackte und versiegelte Brieftasche Lienharts nebst der ihm von der vertrauten Freundin überschickten Photographie, ohne weiter ein Wort hinzuzufügen, an Doras Adresse ab.

IV.

Jahre waren seit den letzt erzählten Ereignissen vergangen. Das Grab von Max Lienhart, ungepflegt und unbesucht, war fast eingesunken und nur die Marmortafel mit dem Namen, dem Geburts- und Todesjahr des Verstorbenen zeigte noch an, daß einst ein vielversprechendes Leben hier seinen Abschluß fand. Bald nach Max war dessen Vater gestorben, seine Geschwister zerstreut, mit der Sorge des Lebens ringend, betraten den klassischen Boden nicht. So lange Schelzer noch in Italien geweilt, hatte dieser für die Instandhaltung des Grabes gesorgt, und war mit manchem Kunstgenossen zu demselben gepilgert, einen Kranz der Erinnerung darauf zu legen. Doch Schelzer lebte jetzt seit Jahren bereits wieder im Vaterlande, war verheirathet und durch die Sorge für Weib und Kind an den häuslichen Herd gefesselt. Max Lienhart schien vergessen, obwohl das Wenige, was seine Vaterstadt von seiner Hand besaß, noch hinreichte, die Erinnerung an seinen Namen wach zu halten, und Mancher, der die Werke des so früh Dahingegangenen mit Kennermiene betrachtete, bedauernd äußerte, wie schade es sei, daß dieses schöne Talent nicht zur Reife gelangen konnte.

Was aber war aus seiner Braut geworden?

Diese Frage richtete auch die Pastorin Grieben an einem heitern Spätherbsttage an ihren Sohn, als sie mit demselben in dem sonnendurchleuchteten Stübchen des heimathlichen Pfarrhauses am Vorabende seiner Abreise noch in einem letzten, traulichen Gespräche saß. Im Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war, hielt der alte, jetzt schon ein wenig durch die Jahre gebückte, aber noch immer arbeitsfreudige, treue Seelsorger der wohlhabenden Dorfgemeinde sein Mittagsschläfchen. Gattin und Sohn sprachen daher nur halblaut. Johannes' Aeußere hatte sich wenig im Laufe der Jahre verändert, nur männlicher war er geworden, der Ausdruck seiner Züge ernster und ein dichter, blonder Vollbart umgab in weichen Linien Kinn und Mund.

Das äußere Glück war ihm auch in der letztverflossenen Zeit noch treu geblieben. Nach wenigen Jahren schon, des Wirkens als Privatdozent an der von seinen Freunden ihm damals empfohlenen kleineren Universität war er zum Professor in der philosophischen Fakultät ernannt worden und jetzt im Begriff, dem ehrenden Rufe an eine der größten Universitäten Deutschlands nachzukommen, die ihn zum Nachfolger eines berühmten Verstorbenen erwählt hatte.

„Was mag aus Dora geworden sein?" fragte die Mutter, eine weißhaarige Matrone mit ungemein gütigen, freundlichen Zügen und einer anmuthigen Schlichtheit in ihrer Rede und Bewegung ihren Sohn, der gleich nach seiner Heimkehr aus der Fremde sein Weh und seinen Schmerz in das treue Mutterherz ausgeschüttet hatte. „Hast Du nie wieder etwas von ihr gehört?"

„Nein, und ich wünsche auch nichts mehr von ihr zu hören. Die Saiten, die in meinem Herzen nie aufhören werden, schmerzlich nachzuklingen, mögen für immer unberührt bleiben. Sie wird übrigens ihren Weg schon gemacht haben; war sie doch ganz die Natur dazu, das Glück d. h., was sie unter Glück verstand, Wohlleben und Genuß, sich zu erjagen."

Die Mutter seufzte: „Vielleicht, mein Johannes, bist Du doch etwas zu hart in Deinem Urtheil über das, wie ich glaube, mehr schwache als verderbte Mädchen. Sie ließ sich von dem Moment fortreißen. Wärest Du in Berlin, in ihrer Nähe geblieben, ich glaube gewiß, sie hätte nicht daran gedacht, ihre Neigung einem Andern zuzuwenden."

„Gute Mutter, Deine Entschuldigung beweist nur noch mehr, wie wenig sie der Neigung eines edlen Herzens würdig war. Doch brechen wir davon ab. Theile mir lieber Einiges über die Cousine Hulda mit, die in L., meinem zukünftigen Wohnorte, lebt, und die ich nach des Vaters Wunsch aufsuchen soll. Sie hat eine abenteuerliche Vergangenheit, wie ich mich zu erinnern meine."

„Leider, leider," entgegnete die Matrone seufzend, „Viel Gutes ist nicht von ihr zu sagen, aber sie ist die Tochter der einzigen Schwester Deines Vaters, und deshalb unsere nahe Verwandte, die man, mag sie nun sein wie sie wolle, einmal nicht verleugnen darf."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Nebenzimmers und der alte Pastor, das Sammetkäppchen auf dem ehrwürdigen Haupte, eine Pfeife im Munde, trat mit einem freundlichen Gruße ein.

„Nun, den Kaffee, Alte!" rief er heiter, „und für Johannes die Zigarre, damit die letzte Kaffeestunde, die wir für dieses Jahr zum mindesten mit einander verleben, recht behaglich verlaufe. Hoffe ich doch zu Gott, daß er mir noch einige Jahre das Leben schenken werde, so lange wenigstens, als ich noch etwas in der Welt zu nützen vermag, und bis," — er lächelte und blickte seinen Sohn von der Seite an — „der Herrgott uns, mir und meiner Alten, das Glück vergönnt, ein Enkelchen auf unsern Knieen zu wiegen. Gelt, Junge, jetzt ist es Zeit, da Du ein wohlsituirter Mann bist, Dir auch eine Häuslichkeit zu gründen. Ich denke Du wirst Deine alten Eltern nicht aus der Welt scheiden lassen, ohne ihnen eine junge, liebenswürdige Schwiegertochter an's Herz gelegt zu haben."

Der Pastor hatte sich bei diesen Worten in den von Johannes sorglich herbeigerückten bequemen Lehnstuhl gesetzt und blies dichte Rauchwolken vor sich hin, ohne auf seiner Gattin abwehrende Geberden zu achten, die diesen Augenblick für das angeschlagene Thema gar übel gewählt fand. Die Erinnerung an die ungetreue Braut war gerade nicht geeignet, in des Sohnes Brust Heirathswünsche zu erwecken. Johannes aber, der der Mutter Unruhe bemerkte, lächelte still vor sich hin und entgegnete freundlich: „Glaube nur, lieber Vater, es liegt nicht an mir, wenn ich Euch diesen Wunsch noch nicht erfüllt habe. Begegne ich nur einmal der Rechten, so verspreche ich, ohne viel Besinnen tapfer zuzugreifen und dem lieben Gott das Weitere zu überlassen."

„Um die Rechte zu finden, gehört auch ein wenig der Wille dazu, sie finden zu wollen," meinte der Vater, durch die Antwort des Sohnes nicht ganz befriedigt. „In H., wo Du bis jetzt lebtest, habe ich bei meinen Besuchen bei Dir manch liebes Mädchen kennen gelernt —"

„Doch aber waren diese lieben Mädchen immerhin für mich nicht die Rechten," scherzte Johannes.

„In L. wird er noch mehr Gelegenheit zur Auswahl haben," warf die Pastorin jetzt ein, während sie die Tassen vollschenkte und den beiden Herren zuschob. „Dort soll ja die Geselligkeit eine ungemein reiche und glänzende sein."

(Fortsetzung folgt.)

Das Wetter schlägt um, sobald ein Gelehrter die Gründe für dessen Beständigkeit angibt.

Landwirthschaftliches.

Die Cultur der Preißelbeeren. Die Früchte, die hier cranberries und in manchen Gegenden Deutschlands Kranbeeren genannt werden, haben große Aehnlichkeit mit den in Deutschland wild wachsenden Preißelbeeren, sind aber mit denselben nicht identisch. Beide Sträucher gehören zu den Vaccinieen, während aber die Preißelbeeren in den Wäldern und auf trockenem Haideboden wachsen und häufig ganze Strecken bedecken, kommen die Kranbeeren nur auf sandigem Lande vor und fort, welches zwar nicht mit stagnirendem Wasser bedeckt sein darf, dagegen aber häufigen Ueberschwemmungen oder Ueberrieselungen — natürlichen oder künstlichen — ausgesetzt sein muß.

Die ersten Ansiedler in Canada und im nördlichen Theile der Ver. Staaten fanden die Kranbeeren wild wachsend vor und dachten, da die am Boden herlaufenden Ranken reichlich und regelmäßig Frucht trugen, nicht an deren Cultur. Noch heute wächst die Pflanze in Oregon, im Territorium Washington und in Alaska wild. In jenen Tagen wurden die Beeren vielfach von den Indianern gesammelt und in den von ihnen angefertigten Körben oder Schachteln aus weißer Birkenrinde zu Markte gebracht. Schon im Jahre 1812 legte Capt. Henry Hall von Barnstable, Mass., die erste Kranbeeren-Pflanzung im Staate Maine an und seit 30 Jahren hat sich die Cultur nach New Jersey, Michigan und Wisconsin verbreitet. Der Strauch entnimmt die Nahrung, deren er bedarf, nur zu sehr geringem Theile dem Boden und in viel höherem Grade der Luft und dem Wasser, und von einer Aussaugung des Landes, auf dem er wächst, ist daher niemals die Rede. Kranbeeren-Pflanzungen tragen regelmäßig jedes Jahr, bedürfen, wenn sie einmal angelegt sind, keiner Arbeit außer der Einerntung und bleiben jedenfalls hundert Jahre und länger ergiebig. Allein in der Umgebung vonCape Cod werden jetzt alljährlich 50,000 Fässer Kranbeeren im Durchschnitt producirt und außer in den schon genannten Staaten wird jetzt auch in Jowa und Minnesota der Cultur der Pflanze größere Aufmerksamkeit geschenkt. Es giebt wenige Anlagen, die auf Generationen hinaus gleich hohe Erträge. liefern wie die Kranbeeren — nicht Kronsbeeren oder eigentlichen Preißelbeeren, die auch in den Ver. Staaten nur wild vorkommen.

In New Jersey trägt der Acker durchschnittlich 200 Bushels, doch sind auch Erträge von 400 Bushels nicht selten. Eine im Pflücken der Beeren erfahrene Frau kann täglich 3 bis 4 Bushels einsammeln, und das Faß Beeren wird durchschnittlich mit $10 bezahlt. Im Februar 1869 kosteten cultivirte Kranbeeren in Philadelphia sogar den ganzen Monat hindurch $32 pro Faß. So sehr auch der Anbau der Beeren zunimmt, so wächst der Bedarf doch noch schneller, denn dieselben finden namentlich nach dem Süden immer größeren Absatz. Im ganzen Westen dürfte es wenig Farmen geben, auf denen sich nicht Land vorfindet, das sich für dieseFruchtgattung vortrefflich eignet, resp. mit wenig Kosten hergerichtet werden kann. Steiniger und unfruchtbarer Boden, der natürlichen oder künstlichen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist, braucht nur ein paar Zoll hoch mit Sand bedeckt zu werden, um regelmäßige und reiche Erträge an Kranbeeren zu liefern.

Pferde und Maulthiere. Sowohl in der alten, als in der neuen Welt kann man die Beobachtung machen, daß die lateinische Rasse das Maulthier schätzt und mit Vorliebe züchtet, während die germanische das Pferd einseitig vorzieht. Hierauf und nicht auf das Klima ist es zurückzuführen, daß wir ebenso im Süden von Europa, als in den südlichen Staaten von Nordamerika das Maulthier in schöneren Exemplaren antreffen und daß dasselbe vielseitiger verwendet wird, als im Norden. Auch im Süden beibehalten die Ansiedler angelsächsischer Abkunft ihr Vorurtheil gegen das Maulthier, während Franzosen und Spanier dasselbe schätzen und nicht nur in der Landwirthschaft, sondern auch als Reitthier und vor der Equipage mit Vorliebe verwenden. Das Maulthier vereinigt entschieden die Vorzüge seiner beiden Eltern in sich, steht allerdings anSchönheit hinter dem Pferde zurück, hat aber in jeder anderen Beziehung Vorzüge vor demselben. Die Genügsamkeit und Ausdauer, den sanften sicheren Tritt hat es vom Esel, seinem Vater, die Kraft und den Muth vom Pferde, seiner Mutter; dabei entwickelt sich dasselbe zwar in der Jugend langsamer, bleibt aber auch länger, nämlich bis zum 20. ja 30. Jahre und darüber brauchbar. Die schlechten Charactereigenschaften, die ihm nachgesagt werden, Störrigkeit und Heimtücke, nimmt es nur in Folge schlechter Behandlung an und auch im Norden der Ver. Staaten würden die Landwirthe sich gut dabei stehen, wenn sie sich häufiger derMaulthiere bedienten. Der Maulesel, der Bastard von Pferdehengst und Eselstute ist nur für Lastragen von besonderem Vortheile und steht in jeder anderen Hinsicht hinter dem Maulthiere zurück.

Ein weiblicher Desperado.

Broncho Lou ist ein Weib, das die Natur geschaffen zu haben scheint, unter Verhältnissen, wie sie das südliche Colorado bietet, ein unabhängiges und glückliches Leben zu führen. Von großer Schönheit und unverwüstlicher Gesundheit, handhabt sie das Schießgewehr mit unfehlbarer Sicherheit, bändigt sie den wildesten Mustang. Das sind Eigenschaften, deren ein Mensch bedarf, der in der Wildniß Ackerbau oder Bergbau betreiben, oder durch das Halten einer Wirthschaft schnell zu Vermögen gelangen und im Verkehre mit verwegenen Gesellen sich Respect verschaffen und für seine persönliche Sicherheit sorgen will. Statt in dieser Weise den Ansiedlern ein Hort und Halt, den Verbrechern ein Schrecken zu sein, hat sich Broncho Lou dem Auswurfe der letzteren angeschlossen, geht sie unter Mördern und Räubern von Hand zu Hand und wird von ihnen, wie sie es verdient, mit Verachtung behandelt. Im Sommer vor. J. hatte sie fünf der gefährlichsten Desperado's aus dem Gefängnisse befreit und wurde mit diesen der Schrecken des Landes. Einem Vigilanzcomite gelang es, die Bande aufzuspüren und drei derselben zu überwältigen, während einer im Kampfe fiel und ein anderer entkam. Die Gefangenen sollten gelyncht werden und hatten bereits die Schlingen dreier Seile um die Hälse, als Broncho Lou mit einem Messer, das sie sich verschafft hatte, blitzschnell die Fesseln der Verbrecher löste und mit den letzteren aus der Mitte der verblüfften Vigilanten in den Wald entkam. Von dort aus erreichte die Bande New Mexico, wo sie gegenwärtig raubt und mordet.

Der farbige Dan Johnson in Sherman, Tex., hat von der Texas und Pacific-Eisenbahn eine Entschädigung von $680 dafür erhalten, daß ein Conducteur seiner Gattin den Zutritt zum Damenwagen verweigert hat.

Verschiedenes.

— **Aufsehen erregt in Wien** die Verhaftung des Professors Dr. Neminar. Derselbe ist ungefähr 31 Jahre alt, eine stattliche Erscheinung mit hübschem Aeußern und eleganten Manieren. Er lebte stets sehr nobel, ging immer nach den neuesten Moden, geradezu stutzerhaft gekleidet und verkehrte in den besten Kreisen der Residenz. Man hat ihm sehr großen Einfluß zugeschrieben, und es gab nicht wenige Personen, die der Ueberzeugung waren, daß man an hohen Stellen am ehesten durch Dr. Neminars Vermittlung irgend einen Wunsch erfüllt erhalten, irgend ein ungewöhnliches Ziel erreichen könnte. Er war an der Wiener Universität Privatdozent der Mineralogie und wurde im Jahre 1877 als außerordentlicher Professor der Mineralogie an die Innsbrucker Universität berufen. Dort vernachlässigte er jedoch seine Vorlesungen, hatte aber gleichwohl die besten Verbindungen anzuknüpfen verstanden und war demgemäß auch in Tirols Hauptstadt eine Persönlichkeit von Gewicht und Ansehen. Nach längerer Zeit nach Wien zurückgekehrt, bildete er hier den Mittelpunkt eines Kreises von Lebemännern und von Unternehmern und war auf verschiedene Weise an allerlei größeren Projekten betheiligt. Als Bevollmächtigter des Baron Overbeck, der das Syndikat für die Wienthal-Wasserleitung gründete, soll er mit mehreren Bauunternehmern wegen der Ausführung des Baues verhandelt, mehreren von ihnen den Bau zugesagt und von mehreren zugleich namhafte Provisionsbeträge, darunter angeblich solche in der Höhe von 40,000 Gulden, erhalten haben. Nach anderen Angaben soll er betrügerische Schulden im Betrage von 200,000 Gulden kontrahirt haben. Zahlreiche Gerüchte werden kolportirt, doch wird erst die gerichtliche Untersuchung diese Dinge klarstellen. Auch bei einem (antisemitischen) Wiener Journal soll Dr. Neminar die Hand im Spiele gehabt haben, und der Volkswitz spricht deshalb schon von einem „Wiener Verhovay-Fall."

— **Ein seltsamer Jagdunfall** ereignete sich in Osdorp bei Sloten. Einige Jäger durchsuchten ein Feld, auf dem ein Pferd graste. Es sprang ein Hase auf, ein Schuß wurde auf ihn abgefeuert, aber Lampe entkam, während das Pferd todt zur Erde stürzte. Man dachte, es sei getroffen, da es nicht fern der Schußlinie sich befand; aber bei der Obduktion zeigte sich nicht die geringste Verletzung. Man kann nur annehmen, daß der Schreck die Ursache des Todes war.

— **Die sächsischen Zahnärzte** werden zur Zeit von einem ihrer berliner „Kollegen" mit dem ehrenvollen Anerbieten verfolgt, den Doctortitel aus einer berühmten amerikanischen „Doctorfabrik" gegen Zahlung der nothwendigen Gebühren gütigst acceptiren zu wollen. Da ja auch in Sachsen die — Titellüsternen nicht alle werden, wollen wir den Offertbrief im Auszuge veröffentlichen: „Seit einiger Zeit — so heißt es da — bin ich Mitglied und Vertreter eines amerikanischen Dental-Collegs, welches beabsichtigt, einer beschränkten Anzahl nur tüchtiger approbirter Zahnärzte den Doktortitel honoris causa zu verleihen. Für die Gebühren soll ein neues Collegialgebäude aufgeführt werden. Für Sie würden sich die Gesammtkosten auf 110 Dollars belaufen. Da ich nur dreien meiner Kollegen den Doktorgrad vermitteln kann, ersuche ich ꝛc." — Die sächsischen Zahnärzte werden sich beeilen, dem freundlichen berliner Kollegen die 110 Dollars zu übersenden.

— **Lamartine's Villa in Paris** ist mit dem dazu gehörigen Garten zum freihändigen Verkauf ausgeschrieben. Dieses Landhaus wurde dem Dichter und Politiker im Jahre 1848 nach der Februar-Revolution von der Stadt Paris zum Geschenk gemacht. Nach Lamartine's Tode erbte seineNichte das Besitzthum, trat es aber gegen eine kleine Pension wieder an die Stadt Paris ab, die es an den jetzigen Eigenthümer, einen Herrn Beaure, verkaufte.

— **Von der russischen Grenze** berichtet die „Ostd. Volksztg": Ein gräßlicher Mord ist in einer Philiponen-Kolonie hinter Augustawo verübt worden. Ein Besitzer hatte eine geisteskranke Tochter im Hause, die etwa 26 Jahre alt und seit einiger Zeit gelähmt war, weshalb sie nur selten unter die Leute kam. Es fiel deshalb den Nachbarn auch gar nicht auf, daß die Person den Sommer hindurch gar nicht zu sehen war. Endlich erklärten die Eltern, um ein dunkles Gerücht im Dorfe zu entkräften, daß die Tochter eines Tages plötzlich verschwunden sei und höchst wahrscheinlich im nahen Weiß-See den Tod gefunden habe. Die Polizei beruhigte sich dabei indeß nicht, sondern stellte verschiedene Male Haussuchung an. Durch Zufall entdeckte man im Keller frisch ausgeworfene Erde und fand hier in einer Grube den zerhackten Leichnam der kranken Tochter, der allem Anschein nach schon einige Monate unter der Erde gelegen hatte. Der Vater wurde als der Thäter verhaftet. Er giebt an, daß er die That im Wahnsinn begangen hat.

— **Ueber den verschiedenen** Einfluß der geistigen Arbeit auf die Lebensdauer des Menschen finden sich in Madden's Schriftsteller-Physiologie einige interessante Daten. Genannter Gelehrter hat namentlich durch eine umfassende Statistik die Durchschnittslebensalter der einzelnen gelehrten bezw. schönwissenschaftlichen Stände ermittelt und theilt die Krone der Langlebigkeit den Astronomen, diejenige schnellster Abnutzung den Lyrikern zu. Letztere erreichen ein Durchschnittsalter von nur 67 Jahren — für einen stoffarmen Poeten gewiß ein herrliches und originelles Motiv zu einer Elegie! Auch die Epik gönnt ihren Jüngern kein graues Haar; als einer der ältesten unter diesen erscheint der 66jährige Milton. Romanschriftstellern und Kritisiren ist das zweitungesundetste Metier; älter als 62½ Jahre darf ein rechter Rezensent nicht werden, wenn er anders Madden's Statistik respektirt. 62½ Jahre ist freilich eine Zeit, in welcher man Unheil genug anrichten und auch den überfülltesten Parnaß leerfegen kann. Dramatiker erreichen etwa das gleiche Durchschnittsalter, Komponisten leben etwa 2 Jahre mehr. Dann kommen Philologen mit 66, Theologen mit 67 Jahren. Juristen, anerkannt ruhig lebende Leute ohne Nerven, werden 69 Jahre alt, Maler Bildhauer erreichen das biblische Alter von 70 Jahren, während die Philosophen und zumal die Naturforscher sie noch um einige Jahre übertreffen.

— **Die Kampfweise des Propheten** wird in folgender Weise beschrieben: Seine Soldaten sind mit Bogen und Lanzen bewaffnet. Sie nähern sich den egyptischen Truppen auf 2000 Fuß, lassen diese ihre Patronen bis auf die letzte verschießen, und wenn dann aus dem Aufhören des Feuerns auf Patronenmangel geschlossen wird, tritt der Mahdi an die Spitze seiner Mannen, sie anspornend; heulende Derwische eilen ihnen voraus, und wer dann von den hilflosen Feinden nicht aus Furcht flieht, wird niedergemacht. Die Niederlagen der Egypter scheinen diese Erzählung zu bestätigen.

Des Hauptmann's Abschied.

(Ee Nachklangk aus der seligen Gommunalgarden zeit.)

Hädjee, o Weib! Schon schleegt's Dreivärdel-Zweee,
Hoch huppst mei' gamfbestähldes Kriegerherz
Mir under'n Messingknebben in de Heehe
Ver lauder Sehnsucht exerzierplatzwärts.
Du blickst mich ahn mit stiller Wehmuthsfreede?
Barole d'honneer, verlaß' Dich, Goddin, d'ruf:
Wenn's etwa ahn ze trebbeln fangen dheede,
Gleich striffl' ich mer de weißen Hosen ruf!

Nu' laß' mich zieh'n zu jenen grienen Auen,
Wo ahndachtsvoll de Menge uns'rer harrt;
Wo Zelt an Zelt in bunder Reih' ze schauen,
Heischt's Vaterland jetzt meine Gegenwart.
Schon bebt von Trommelwärweln Luft nebst Erde,
Das Signalhorn lockt mich zer Revie..
O Garoline, Du Beneidenswerdhe—
Dei' Gadde fiehrt de zwelfde Gombagnie!

D'rum schlips' ooch Du in Deine Sammt-Mandillche
Un' mach' Dich uf de Strimbe ewenfallst,
Indem daß ich's in jeder Hinsicht bill'ge,
Wenns Du zunSchauplatz meiner Dhaden wallst.
Wer sollt' es ooch wohl nich begreiflich finden,
Daß es fer'sch Weib des Kriegersch ä Genuß,
Wenn's Schlachdenklänge dreehnend rings verginden:
„Gee scheen'rer Dod is...." un' „der Ridder muß...."?

Un' wenn nu' gar Dei' Gadde an der Dede
Der ihn vertrauden Schaar vorbeimarschirt,
Fast platzen an Gorsett Dir dann de Nähde,
So fiehl Dei' Busen feirig sich beriehrt.
Du winkst mer Bravo mit den Sonnenschärme
Un' geebst den Ahnblick nich um änne Welt
Noch eemal jetzt in meine Heldenärme —
Uf Widderseh' in Steebel'sWärschtchenzelt!

Edwin Bormann.

— **Passive Wirkung.** „Du Lili, dort kommt der Herr von Brause; der setzt schon wieder seinen Klemmer auf, damit wir ihn sehen sollen."

— **Ueberraschende Definition.** Lehrer: „Wenn ein Dieb am Galgen dem Henker das Taschentuch stiehlt, wie nennt man das?"—Schüler: „Berufstreue."

— **Schlechte Zeiten.** „Was die Zeiten jetzt schlecht sind! Will ich mir neulich auf der Bank ein Zwanzigmarkstück wechseln lassen—glauben Sie, ich hätte ein's gehabt?!"

— **Es ginge wohl, aber es geht nicht.** Dienstmann: Aber Herr, diesen schweren Koffer kann ich doch unmöglich allein die Treppe hinauf schaffen! Reisender (zerstreut): Nun, dann nehmen Sie ihn auf zweimal!

— **Ausgleich.** Schuldner: „Sie sagen, wenn ich Ihnen Ihr Geld zurückgebe, leihen Sie mir wieder ein's." — Gläubiger: „Ja, Euer Gnaden." — Schuldner: „Da machen wir's also einfach so: Ich geb' Ihnen nichts zurück und Sie leihen mir nichts mehr."

— **Gesetzkenntniß.** Richter: Sie behaupten, das bewußte seidene Halstuch nicht entwendet zu haben, tragen es aber doch in diesem Augenblick! — Angeklagte: Ich muß sehr bitten, Herr Richter, mich nicht so aufmerksam zu betrachten. Das Gesetz verlangt, Recht zu sprechen, ohne Anseh'n der Person.

— **Aus der Münchener Kunstausstellung.** Künstler (in der schwedischen Abtheilung): „Immer wieder treffe ich die Damen hier mit der nordischen Kunst beschäftigt; die Poesie, die in diesen stillen, großartigen Fjordlandschaften liegt, zieht auch wirklich unwiderstehlich an."—Dame: „Ja — und dann sind hier die einzigen Spiegel in der ganzen Ausstellung."

— **Der Klapperstorch war da.** Vater (am Morgen nach einem freudigen Familienereigniß zu dem kleinen Karlchen): Weißt Du schon, Karlchen, heut' Nacht ist ein kleiner Bruder angekommen. — Karlchen: Ja, ich weiß schon.—Vater: Woher denn? — Karlchen: Ich hörte, wie Du zu dem Storch sagtest, als er fortflog: Wollen Sie sich nicht einen Schirm mitnehmen, es regnet draußen so.

— **Eine Sage.** Auf Gottes Befehl stieg eine gute Fee zur Erde hinab mit einem Ueberflüssigkeitshorn voller Gaben, die sie unter die Frauen vertheilen sollte. „Gib mir," rief die Castilierin, „schwarzes Haar, so dicht, daß ich es als Mantille benutzen kann." — „Mache mich rund wie ein Vollmond," rief die Mohammedanerin, „und schwellend wie Eiderdaunen."— „Gib mir Augen," bat die Italienerin, „aus welchen die Blitze gleich Flammen aus dem Vesuv des Nachts hervorschießen." — „Mir gib die Anmuth der Bewegung," rief die Französin. — „Mir die feine, zarte Farbe der Dornrose," bat die Engländerin. — „Die königliche Haltung mir," begehrte die Russin. — Nur ein Weib blieb scheu im Hintergrunde stehen. Keiner hatte sie bis dahin bemerkt. — „Ich habe noch eine letzte Gabe übrig; ein Herz voll von treuer,aufopfernder Liebe. Wer will es haben?" — Alle verzogen die Lippen zu einem spöttischen Lächeln. — „Dort hinten steht eine Frau," riefen Alle, „die noch nichts bekommen hat. Laß ihr die letzte Gabe." — „Diese ist meine beste Gabe," sagte die Fee, „und da sie mich um nichts gebeten hat, soll sie von allen auch die letzte Gabe haben. Tritt näher, Du germanisches Weib!"

— **Eine gehaltvolle und dennoch unhaltbare Heirathsgeschichte.** Mein Freund Schumrich sagte eines Tages zu mir: „Du, ich will Dir eine gute Partie zuhalten, aber Du mußt die Sache nicht lange hinhalten, sondern gleich Brautschau halten und ohne Rückhalt um sie anhalten." Das that ich denn auch, ward gleich zum Mittagessen dort behalten und nun war kein Einhalten mehr, sie wollte am liebsten gleich Verlobung und Hochzeit abhalten. Bald aber merkte ich, daß mein Freund Schumrich bei der Partie mithalten wollte; ich konnte mir den Menschen nicht mehr vom Leibe halten, stets mußte ich ihn freihalten, und wenn er ja einmal abgehalten war, schien sich meine Braut gar nicht zu unterhalten. Ich wollte mich darüber aufhalten und ihr das Unhaltbare dieses Verhältnisses vorhalten, allein da wurde sie gleich ungehalten und schließlich hieß es einfach „Maul halten!" Das war natürlich auf die Dauer nicht zum Aushalten und ich schrieb ihr einen Absagebrief, konnte aber weder eine Antwort, noch meine Brautgeschenke retour erhalten.